

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 19 (2012)
Heft: 209

Artikel: Viel Platz für immer noch mehr Raum im Nowhere land
Autor: Brenner, Matthias
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VIEL PLATZ FÜR NOCH MEHR RAUM IM NOWHERE LAND

Auf dem Fabrikgelände Grüneck in Müllheim leben Performancekünstler neben Kantonschullehrerinnen, Punks neben Neonazis, Schafe neben Gabelstaplern und schräge Vögel neben dem Klapperstorch. Eine Reportage.

von MATTHIAS BRENNER

Auf der Bahnstrecke von Kreuzlingen nach Weinfelden gibt es einen Moment, in dem sich die Stimmung bei den Fahrgästen im Abteil jeweils kollektiv und schlagartig verändert. Wenn der Zug über den Seerücken bei Berg aus einer engen Kurve kommend nach Weinfelden hinunterrattert, eröffnet sich einem ein ehrfurchtgebietender Panoramablick, der selbst den abgekämpften Pendler vom Boulevardblatt aufschauen und sogar die überdreht lärmenden Kanti-Kids kurz verstummen lässt. Hinter der weiten, dünn besiedelten Ebene des Thurtals steigen die dunklen Wälder des Appenzellerlandes an, verschwimmen im Nebel weiter Ferne zu langgezogenen Gebirgsketten, hinter denen sich majestätisch thronend die Gipfel des Alpenmassivs in den Himmel klotzen. Ein Bild wie aus Peter Jacksons Version von Mitteleuropa. Unweigerlich ergötzt man sich am Erhabenheitsgefühl, das die Weite und Grösse des Naturspektakels in einem auslöst. Die kleine Schweiz ganz gross, entgrenzt, im Postkarten-Hochglanz-Look. Keine Spur von Kleinheit, Kleinlichkeit oder Beklemmung.

Doch nur wenige Minuten später, wenn der Zug vor der Einfahrt in den Bahnhof Weinfelden kurz stehen bleibt, bekommt der Fahrgast das komplette Negativbild dieser Szenerie vor Augen gestellt. In einem an die Gleise grenzenden Garten steht auf dem akkurat geschnittenen Rasen ein ganzes Bataillon uniformer Gartenzwerge zum Fahnenappell Spalier. Kleine Keramikpilze und herumstehendes Zwergengutensil inklusive massstabsgetreuer Miniatur-Giesskännchen runden die Absurdität des Ganzen ab. Besser kann man «bünzlig» nicht in Bildsprache übersetzen.

Irgendwo hier, zwischen Totale und Nahaufnahme, zwischen Bergriesen und Gartenzwerge, zwischen der Enge kleinbürgerlicher Spiessigkeit und der Weite der umliegenden

den Naturkulisse, liegt das Ziel meines Ausflugs unter dem Nebel des Flusses verborgen. Das Areal Grüneta im historischen Weberdörfli Grüneck in der Thurgauer Gemeinde Müllheim.

Gay Porn am Strassenrand

Heute regnet es im Auenland und als ich das erste Mal am Bahnhof Müllheim-Hobbingen – ich meine Wigoltingen – aussteige, gleicht der Ort auch einer Szene aus einem Italo-Western. Vom kleinen Bahnhof führen nach rechts und links je eine Strasse ab: die Müllheimer- und die Wigoltingerstrasse. Sie sind von kleinen Häusern mit verschlossenen Fensterläden gesäumt. Kein Mensch, kein Tier ist auf der Strasse zu sehen. Ein Busch wird bedeutungsschwanger durchs Bild geweht. Wer hier weder eine Karre noch ein Pferd besitzt oder wenigstens einen Drahtesel zur Verfügung hat, ist aufgeschmissen, denn die Postkutsche fährt selten und nur in einem weiten Bogen über die umliegenden, langgestreckten Dörfer. Nach kurzem Zögern geht es zu Fuss die Müllheimerstrasse entlang, dann nach links unter der stark befahrenen A1 hindurch Richtung Grüneck. Am Strassenrand liegen Müll und leere Getränkeflaschen. Aus einer weissen Plastiktüte schauen drei Gay-Porn-Videokassetten hervor. Ein Anblick, der verstörend wirkt; nicht etwa wegen der Filmtitel «Strandboys» und «Gay Pack 69», sondern weil die heimlich entsorgten Videobänder im Jahr 2012 wie ein schwerer Anachronismus wirken. Gibt es hier kein Internet?

In der schmucken Arbeitersiedlung

Ebenso wie ein Relikt aus vergangener Zeit sieht das historische und unter Heimatschutz gestellte Weberdörfli Grüneck aus, denn es liegt direkt neben der stark befahrenen Auto-

bahnauffahrt südwestlich von Müllheim. Die Arbeitersiedlung entstand 1859 rund um das Areal, der von Eduard Bühler am Zusammenfluss von Kemmen- und Aspibach gegründeten und 1871 deutlich vergrösserten Weberei Grüneck. Gut hundert Jahre lang war die Weberei der einzige Industriebetrieb im Ort. Die zu Spitzenzeiten bis zu 240 Fabrikarbeiter zählende Belegschaft liess sich zum Teil mit ihren Familien in unmittelbarer Umgebung ihres Arbeitsplatzes nieder. Die so entstandene Arbeitersiedlung mit rund fünfzig Einfamilienhäusern verfügte über einen Arbeiterverein, eine Krankenkasse, einen Konsumverein und verschiedene andere sozialpolitische Einrichtungen.

Das kleine Grüneck wurde schon früh zu einem fortschrittlichen und erfolgreichen Industriestandort in der Region. Durch die Textilkrisen des 20. Jahrhunderts konnte sich der Betrieb retten, indem man sich auf die Massenproduktion von Bettwäsche – die so genannte «Grüneta» – spezialisierte. Dennoch gingen die Weberei und die mit ihr verbundenen sozialen Einrichtungen und Vereine 1999 endgültig in Konkurs.

Stapler- und Mini-Helikopter-Flugschulen

Grüneta, so heisst auch das Mischareal aus Wohn-, Atelier- und Gewerberäumen, das seit 2006 auf dem Gelände der brachliegenden Weberei angesiedelt ist. Dass man sich bei der Namenswahl für den Namen der letzten krisenfesten Bettwäschefabrikation entschieden hat, ist wohl kein Zufall und als optimistisches Signal für die von Abwanderung steuerpflichtiger Betriebe gebeutelte Gemeinde Müllheim gedacht.

Die Zürcher Immobilienfirma «Meier & Co. – Promotion + Projekte AG» hatte das riesige Areal 2003 aus der Konkursmasse der Weberei ersteigert und stellte 2006 einen Antrag auf Bauzonen-Neuaufteilung, damit das Gelände auch zum Wohnen weitergenutzt werden konnte. Obwohl die Gemeindeverwaltung dem Antrag und Plan zur «Revitalisierung des Industriegeländes» am Ende stattgab, kam es wohl in der Anfangszeit zu Konflikten mit der Immobilienfirma, da schon zuvor Räume auf dem Gelände an Privatpersonen weitervermietet worden waren. Nun aber stehen hier tatsächlich zwölf neue und bereits vermietete Loftwohnungen und 21 Gewerberäume zur Verfügung.

Die grosse alte Fabrikhalle und einige Schulungsräume im Parterre des t-förmigen, dreistöckigen Hauptgebäudes werden von der Staplerfahrschule Bruno Gutjahr zum Fahrtraining genutzt und in weiteren Gewerberäumen haben sich unter anderem ein Baby-Foto-Atelier, eine Galerie, eine Physiotherapiepraxis und eine Miniatur-Helikopter-Flugschule angesiedelt.

Bei einer Zigarette übers Wetter fluchen

Auf der Wiese vor dem Haupteingang des Geländes grasen Schafe und Pferde. Auf den Parkplätzen davor stehen junge Männer mit Migrationshintergrund neben ihren getunten Autos und rauchen. Offensichtlich ist der Unterricht der Staplerschule gerade zu Ende und man fährt nun so bald und so schnell als möglich nach Hause.

Auf der Homepage der Staplerfahrschule findet sich unter der Rubrik «Leitbild» als erstes der Hinweis: «Wir legen Wert auf: Alle Teilnehmer, egal von welcher Nationalität, werden gleich behandelt.» Es ist ja wirklich gutzuheissen, dass hier alle gleich behandelt werden sollen, ein wenig unglücklich formuliert ist es dennoch. Fast ist man versucht zu vermuten, dass es vielleicht gerade im friedlichen und respektvollen Miteinander manchmal schwierig werden kann, unter Staplerfahrern unterschiedlicher Herkunft. Breite Kerle sind das, gewohnt zu arbeiten und schweres Gerät zu bedienen.

Während die Motoren bereits laufen, rauchen sie von der Schule müde ihre teertriefenden Zigaretten und fluchen in allen möglichen Sprachen über das Wetter. Hier würde Otto Waalkes altes Zitat gut passen: «Natürlich rauch ich. Meine Maschine raucht doch auch!»

Grösser wohnen

Das ist er also, der Ort, der mir als Enklave des grosszügigen und kostengünstigen Wohn- und Werkraums, als Insel inmitten der ständig steigenden Mietpreisgewässer des Zürcher Grosseinzugsgebiets beschrieben worden war. Hier solle es noch Platz für Querdenker mit verrückten Visionen geben, Raum für grosse Entwürfe, die ganz grossen Würfe, planfertige Projekte und neue Konzepte.

Tatsächlich ist der Mietzins fantastisch niedrig. Die einzelnen Wohnlofts sind 180 bis 450 Quadratmeter gross. «Je nach Ausbaustandard und Lage im Gebäude kosten diese Räume 35 bis 55 Franken pro Quadratmeter pro Jahr», informiert die Immobilienfirma auf ihrer Internetseite. Bei einer 450-Quadratmeter-Loft sind das 1500 Franken pro Monat. «Die Vermieterschaft hat Fenster, Stand- und Wasserleitungen, elektrische Leitungen und weitere Infrastrukturanlagen erneuert und der Mieter als neuer Bewohner hat nun die Mög-

lichkeit, seinen Wohnraum in seinem Loft nach seinen Wünschen und Traumvorstellungen zu realisieren», verspricht der Vermieter weiter.

Was das wirklich heisst, hier «seinen Wohnraum zu realisieren», kann man schon bei der Aussenansicht des alten Fabrikgebäudes vermuten: Eine Menge Arbeit, Schweiß und Stutz. Solche Dimensionen an Wohnfläche müssen erst einmal bewohnbar gemacht werden, von der Möblierung ganz zu schweigen. «Guten Tag Frau Langstroem, hundert Laufmeter Billy-Regal, bitte. Und eine Packung Läkerol.»

500 Quadratmeter für vier

«Hier ist nichts organisiert. Aber es funktioniert», begrüsst mich René schlurfenden Schrittes, die Hände tief im Pullover vergraben, als wir uns nach einigem Suchen vor dem Nebeneingang B treffen. René ist von allen Anwohnern am längsten hier. Seit den Anfängen vor sechs Jahren. Zusammen mit seiner Lebens- und Arbeitspartnerin Michaela und deren beiden Kindern bewohnt er fast 500 Quadratmeter Obergeschoss, ganz vorne im Frontgebäude. Er ist mein Erstkontakt in der Grüneta und hat versprochen, mich herumzuführen und den anderen Anwohnern vorzustellen, mir Zugang zu verschlossenen Räumen zu verschaffen und mir in den langen

Gängen und verwirrenden Treppenhäusern der Anlage Orientierungshilfe zu leisten.

Ursprünglich aus St.Gallen stammend, hat der Performancekünstler lange Zeit in Tokyo gelebt und gearbeitet. Vielleicht spricht er deshalb eher leise, ist angenehm ruhig und zurückhaltend. René nimmt sich Zeit, seine Gedanken zu formulieren, auch wenn es draussen schweinekalt ist.

Biotop des Anderssein

Auf das Wohnen in Japan angesprochen, bestätigt er, dass das hier wirklich das komplette Kontrastprogramm sei. Vom verfügbaren Raum her sowieso und natürlich auch von den Preisen. «Ich bin froh, dass das Kapital, die reichen Zürcher, die hier Lofts oder gleich das ganze Areal kaufen wollen, bis jetzt noch nicht alles übernommen haben.» Ein Schicksal, dass schon viele andere, ähnlich chaotische Wohn-Freiräume in Fribourg, Bern, Tübingen oder Berlin ereilt haben. Noch sei es zwar nur ein Gerücht, sagt er. Aber ein wenig Angst hat er schon, dass die aus seiner Sicht fantastische Unorganisiertheit des Areals bald schon ein jähes Ende finden könnte. Trotz oder gerade wegen fehlender Organisation und Infrastruktur ist hier ein Biotop des Anderssein entstanden, ein kleines utopisches Dorf, in dem einem der kreative, soziale und reale Freiraum aus allen Ecken und Enden entgegenquillt.

Am liebsten solle es so chaotisch und frei bleiben, wie es ist, wünscht sich René. Jeder kann mit seinem Loft machen was er will, ausser er stört die anderen. Keine Genossenschaft mit monatlichen Vollversammlungen. Keine Vereinsmeierei und Statuten. «Das ist alles eher nicht so meins.»

Natürlich habe man sich auch hier erst einmal finden müssen, erzählt er. Das habe eine ganze Weile gedauert, bis man die vielen unterschiedlichen Lebensstempel und Alltagsrhythmen der anderen Bewohner kannte, vor allem weil die Mieterfluktuation in den ersten Jahren sehr hoch gewesen sei. «Hier kommen ja alle möglichen Typen zusammen – vom Punk bis zur Gymilehrerin. Und jeder hat sein eigenes Projekt und seine eigene Vorstellung vom freien Zusammenleben. Die jetzigen Mieter verstünden sich aber gut untereinander, würden sich öfter gegenseitig einladen und besuchen. Oder natürlich auch aushelfen, bei allen möglichen Kleinigkeiten des Alltags. Nur mit den Neo-Nazis aus der Zone wolle er nichts zu tun haben. Mit dem Vermieter gäbe es eh fast nie Kontakt und wenn etwas zu reparieren sei, rufe man die Verwaltungsfirma an. Aber die sei im Allgemeinen auch nicht viel hier.

Die Punks hatten in einem bemalten, ausgebauten Bus gehaust, der immer noch zwischen dem Nebengebäude und dem Wasserhaus am Kanal vor sich hin rostet. Wie die Gymilehrerin wohnt, will ich mir als Kontrast dazu als nächstes anschauen.

Platz für ein Grümpelturnier

Das Webereigelände am Kemmenbachkanal wird dominiert von einem hohen, freistehenden Kamin, auf dessen Spitze sich ein Storchennest befindet. Die Störche sind so etwas wie die inoffiziellen Maskottchen und Stars der Grüneta, und wer im Internet Bilder des Areals sucht, wird erst einmal Fotos von den weiss gefiederten Babybombern finden. «Wegen der Störche ist das Cheminée noch nicht abgerissen worden und steht unter Naturschutz», weiss Rahel. Wir stehen frierend auf ihrer gigantischen Dachterrasse und schauen zitternd den Störchen beim Klappern zu. Jedes Jahr kämen die Leute von der Vogelwarte Steckborn, um die Zugvögel neu zu beringen.

Man merkt, dass Rahel Lehrerin ist. Sie zieht den Genitiv dem Dativ vor und jeder Satz enthält eine Fülle interessanter Informationen. Sie unterrichtet zu hundert Prozent an der Kantonsschule in Wil. Nur so kann sie sich das gewaltige Loft mit der fantastischen Dachterrasse überhaupt leisten. Rahel führt mich voller Stolz durch ihre komplett neu renovierte Wohnung, in der sie mit ihrem erwachsenen Sohn lebt. Der sitzt gerade auf einer rechteckigen Couch in der Mitte des ansonsten reduziert möblierten Hauptraumes und zockt Fussball auf der Playstation. Per Beamer wird das überdimensionierte Bild auf eine Leinwand projiziert, die man in der Mitte des Raumes zwischen zwei Stützbalken herunterlassen kann. Das Ganze hat ungefähr die Dimension einer Torwand und ich stelle mir vor, dass man hier auch ohne Probleme ein richtiges Grümpelturnier austragen könnte.

Den alten Boden aus Holzbeton hat Rahel komplett entfernen und durch dunkel glänzendes Parkett ersetzen lassen. Die Wände sind frisch geweißelt, die Holzbalken sauber abgeschliffen und die Küchenzeile topmodern. Das Loft befindet sich in der alten Nähereiabteilung der Textilfabrik. Die ehemaligen Nähkabinen auf der rechten Seite sind zu drei Einzelzimmern umfunktioniert worden und im hinteren Teil, wo die Wasserleitungen entlangführen, gibt es ein grosszügiges, weiss gekacheltes Badezimmer mit angeschlossener Waschküche. Die gesamte linke Lofthälfte, die zur Dachterrasse führt, ist verglast und durch ein Podest leicht erhöht. Dadurch wirkt der Hauptraum noch grösser und man hätte beim Kicken auch noch eine passende Tribüne für die Zuschauer.

Nichts für versnobte Bankheinis

Rahel geht es beim Wohnen um Funktionalität und Klarheit. Deshalb sieht ihr Loft ein wenig karg und langweilig aus, finde ich. Fast wie der Ausstellungsraum eines White-Cube-Museums. Alles ist reduziert, funktional, rechtwinklig. «Du siehst, mein Projekt hier steht ganz im Zeichen der Rechteckigkeit.» Auch sie spricht von ihren «Projekten». Ein Wort, dem ich auf dem Areal der Grüneta immer wieder begegne. Wahrscheinlich liegt das an dem, was René sagt: «Wenn du hier, bei so viel Raum, keine Vision und kein Projekt hast, dann gehst du unter. Der Raum schluckt dich einfach.»

Damit ihr das nicht passiert, hat Rahel ihr übergrosses Loft in zwei immer noch ziemlich geräumige Wohnungen unterteilen lassen. Die zweite Wohnung will sie untervermieten. Doch waren die bisherigen Kandidaten allesamt «Zürcher Bünzlis» oder versnobte Bankheinis. «Die hätten einfach nicht hier reingepasst. Da muss man schon auch die Leidenschaft und Begeisterung für einen solchen Raum mitbringen», sagt sie.

In eine normale Wohnung zurück zu ziehen, kann sich Rahel nicht mehr vorstellen. «Mit der Zeit braucht man den Platz und den Freiraum.» Sich zurückziehen sei trotzdem kein Problem, denn die Einzelräume könne man auch schliessen. Für Rahel bedeutet freies Wohnen vor allem, dass sie sich überall zum Schlafen betten kann: «Ich lege mich, wenn ich müde bin, einfach mit meiner Decke gerade dort auf den Boden, wo ich mich aufhalte.» Das sei für sie ganz normal und eine der Freiheiten, die es in einer «Bünzliwohnung» mit klar nach Funktion geordneten Zimmern gar nicht gäbe. Hier könne sie den grossen Raum zu allem nutzen und jederzeit frei entscheiden.

Probleme unter den Mietern gäbe es kaum, berichtet auch Rahel. Nur mit den beiden Nazis auf dem Hof habe sie nichts zu schaffen. Ein einziges grosses Problempotenzial sieht sie in der Hellhörigkeit der Räume. «Wenn ich High-

Heels trage, dann leidet der Mieter unter mir.» Dass die Grüneta nicht organisiert ist, um solche Probleme, die ja alle Mieter angehen, zu besprechen und zu lösen, findet Rahel schade. Sie wäre froh um mehr Mitsprachemöglichkeiten und Dialog zwischen Mietern und Besitzer. Sie könnte sich das Grüneta-Gelände gut als Kulturzentrum in genossenschaftlicher Verwaltung vorstellen. Aber dafür, sagt sie, müssten die Leute hier auch einmal bereit sein, ein bisschen Geld in die Hand zu nehmen und zu investieren. Angst um ihre eigenen Investitionen in den Umbau der Loft hat sie keine. Schliesslich laufen die Mietverträge über 25 Jahre. In der Zeit hat sich das vermutlich wieder amortisiert.

Am Kanal: Enricos Stauraum

Am Stauwehr des Kanals treffe ich eher zufällig auf Enrico aus Winterthur, der gerade mit vorgedrehtem Joint im Mundwinkel Trödel, Tand und Krempel aus seinem VW-Bus in das kleine, unbeheizte Wasserhaus hinüberträgt. Er sei ein Nomade und Eremit, sagt er, und lebe von den Verkäufen auf Flohmärkten und in Brockenstuben. Das Wasserhaus hat eine kleine Grundfläche, dafür geht der Innenraum über die gesamte Höhe des Gebäudes – das sind beinahe drei Stockwerke. Enrico hat mit Holz eine zweite und sogar eine dritte Ebene mit Schlafkoje einge-zogen, was den Raum raffiniert aufteilt und weiteren Stauraum für Flohmarktplunder schafft. Es ist klamm, dunkel und feucht in dem windschiefen Häuschen; einzig ein kleiner Holzofen in der Ecke spendet notdürftig Wärme und Wohnlichkeit. «Weisst du,» sagt er, «auch hier auf dem Gelände gibt es sehr unterschiedliche soziale Schichten. Ich kann mir so eine Loftmiete gar nicht leisten.» So hätten ihn die steigenden Mietpreise in Winterthur immer weiter aufs Land hinausgetrieben, bis er hier in Müllheim für knapp 300 Franken Kaltmiete das Haus am Stauwehr fand. Hier hat es ausreichend Platz für Antiquitäten und andere Brockwaren. Viel Luxus brauche er ohnehin nicht und fließendes Wasser gäbe es ja zur Genüge, schmunzelt er. Wenn es einmal zu kalt würde, könnte er ja einfach im Auto weiterschlafen. Ausserdem geniesse er die Ruhe. Das stete, beruhigende Geplätscher des Baches, der direkt an seinem Haus vorbeirauscht, sei für ihn wie ein kleiner Urlaub. Ich nehme auch zwei Züge von der Tüte und verlasse das Wasserhaus in Richtung Hauptgebäude.

Wie auf einer Polizeiwache

Das nächste Loft, das ich mir anschau-e, ist das von René und Michaela. Verglichen mit dem puristisch-edlen Stil von Rahels Luxusloft ist dieses hier definitiv überladen. Überall hängt Kunst, stehen, liegen oder hängen so interessante wie verwirrende Objekte: Mit Blumenblüten gefüllte Plastikköpfe, zusammengeknähte Puppenglieder, ein nicht enden wollender Wulst aus Stoff. Das Performancekünstler-Paar nutzt das grosse Loft gleichzeitig als Wohn-, Arbeits-, Ausstellungs- und Lagerraum. Platz genug hat es ja.

Mit Michaela sind auch ihre Kinder Lili (fünfzehn) und Linus (achtzehn) in das geräumige Loft eingezogen. Fast 500 Quadratmeter Raum stehen den vier Personen zur Verfü-

gung. Der Wohnbereich besteht aus einer grossen Küche mit anschliessendem offenem Ess- und Wohnbereich. Allein dieser Teil ist so gross wie meine gesamte letzte Mietwohnung. Dann gibt es noch die mit dünnen Wänden voneinander getrennten Schlafzimmer, einen unfertigen Bade- und Waschraum sowie das grosse Bürozimmer, dessen Wände zur Hälfte verglast sind wie in einer Zeitungsredaktion oder auf einer Polizeiwache in einem alten Hollywoodstreifen. Ich erzähle Michaela gerade, dass ich ein Höhlenmensch sei, der sich einfach nicht vorstellen kann, in einem so grossen Raum unter ständiger Beobachtung zu leben. «Ich brauche eine Tür zum Zumachen», versuche ich mich zu erklären. Michaela grinst verschmitzt und sagt: «Ich habe auch meine Höhle, mein Réduit, aber das zeig ich dir später.»

«Voll Ghetto hier!»

Nicht das Glänzen in den Augen oder das offene Lächeln lassen die 49-jährige jugendlich aussehen. Es liegt an ihrer leichtfüssigen, hüpfenden Art sich zu bewegen. Barfuss führt sie mich durch ihr Reich. Sie kommt vom Tanz, sagt sie, hat als Sozialarbeiterin in der Behindertenbetreuung gearbeitet und ist durch und mit René zur Performance gekommen. «Wir hatten einfach sofort einen Zugang zueinander. Wir

haben schnell herausgefunden, dass wir eine gemeinsame Sprache teilen. Als sich dann die Chance mit dem Loft ergeben hat, haben wir geredet und geredet und geplant und vor sechs Jahren sind ich und meine Kinder zusammen mit René hier in diese riesige Baustelle gezogen.»

Von Baustelle ist eigentlich nicht mehr viel zu sehen, auch wenn das Badezimmer noch reichlich improvisiert daherkommt, es in der Küche hereinregnet und Lili ihr Zimmer in blauer Schwammtechnik streichen musste, da die feuchten Wände alle anderen Gestaltungspläne zunichte machten. Die da-

mals neunjährige, rothaarige Lili hatte auch nicht so viel Mühe mit dem Umzug nach Müllheim wie ihr älterer Bruder. Als ich sie frage, ob sie es nicht einfach cool gefunden hätte, hier alle Freiheiten zu haben, alles zu erkunden und machen zu können, stösst sie einen Seufzer aus. Freiheiten seien ja schön und gut, aber wenn man mal eine Freundin zu Besuch einladen wolle, man wie jetzt gerade für eine Prüfung lernen müsse oder einfach mal in Ruhe duschen möchte, sei das ja wohl auch relativ. Ihr älterer Bruder Linus, der zur Zeit des Umzugs und der langen Renovierungsarbeiten schon mitten in der Pubertät steckte, fand es in der Grüneta von Anfang an nicht so berauschend. «Voll Ghetto hier!», habe er damals zu ihr gesagt, erinnert sich Mama Micha.

Versammelte Dinge

Nun führt mich Micha in den mit einer dicken Wand getrennten Atelier- und Arbeitsteil. Auch hier überall Sachen. Da sind sieben lackrote Performancekoffer, Lampenstative, Werkzeuge, ein zur Drehscheibe umfunktionierter Schallplattenspieler, Sitzkissen und Nähmaschinen, Installationsobjekte, ein Brautschleier mit Pferdehaar, bestickte Unterhemden, ein Notenständer, auf dem ein Exemplar des Struwwelpeters ausgestellt ist.

Ich frage Michaela, ob sie denn eine Sammlerin sei, die alles aufbewahren muss. «Das sind doch keine gesammelten Dinge. Das sind meine um mich versammelten Dinge», gibt sie mir trotzig lächelnd zurück. Sie braucht ihre Sachen um sich herum. Hier im Arbeitsraum hat jedes Objekt mehrere Funktionen und Bedeutungsebenen. Es kann ein Ausstellungs- oder Werkobjekt sein, ein Werkzeug oder ein Requisit für eine Performance. Alles auf einmal oder nichts davon. Ich frage, ob ich mich auf diesen Stuhl setzen könne oder ob er Teil einer Performance sei. «Ist schon ok. Der gehört zwar wirklich zur Performance, aber du kannst ihn ruhig nehmen.»

Zurzeit probt und arbeitet sie an einer Performance namens «Pauline oder der Versuch und weitere Irrtümer» für den Walcheturm in Zürich. Dazu gehören auch die roten Koffer und der Struwwelpeter auf dem Notenständer. Die aufgeschlagene Seite zeigt die Geschichte von Paulinchen, die in Abwesenheit der Eltern aus Langeweile mit dem Feuer zu spielen beginnt und am Ende lichterloh verbrennen muss. Die Geschichte beginnt mit den Zeilen «Paulinchen war allein zuhaus, die Eltern waren beide aus ...»

«Grundsätzlich geht es immer um die Fragen: Wo komme ich her? Wo bin ich jetzt gerade? Und wo gehe ich hin? In meinem Stück geht es ja nicht um das Paulinchen aus dem Buch, sondern um eine erwachsene Pauline. Ich habe die Figur dem Kinderbuch entlehnt, weil ich an ihr viele eigene biografische Züge erkenne», erläutert Michaela. Bei ihr wird auch nicht Paulinchen von den Eltern, sondern Pauline von ihren Kindern allein gelassen.

Über Tod und Leben

Ein wenig gruselig und morbid finde ich Michaelas Kunstobjekte schon mit den zusammengeknüpften Puppengliedern, Pferdehaar bestickten Textilien und obskuren Kinderbüchern. Als ich ihr das sage, lacht sie: «Der Tod ist doch auch nur ein Teil vom Leben», und zeigt mir wie als Beweis einen Schaukasten mit kleinen Männlein mit roten Knopfaugen, die allesamt aus Fuchsknochen geschnitzt sind. Sie erzählt, wie sie in der Nähe den Kadaver eines verendeten Tieres gefunden hatte und über ein Jahr lang dessen Verwesungsprozess beobachtete. Es habe ihr Leid getan, nicht um den Fuchs, sondern dass sie den Skelettierungsprozess, der ja eigentlich nur eine Transformation sei, nicht täglich auf Foto hatte festhalten können. So sei ihr am Ende nichts anderes übrig geblieben, als die bleichen Knochen selbst in eine neue Form zu überführen.

Ich frage, ob sie die Bildhauerschule in Müllheim kennt, und sie erzählt, dass sie dort sogar schon mal einen Kurs geleitet hätte. «Das ist eine wirklich nette Atmosphäre da», sagt sie, «und sehr gemütlich.» Aber die ideologische und finanzielle Verbindung zum erklärten Sozialstaatsgegner Modell, der die Akademie seines utopischen Staates Avalon von eben jener Bildhauerschule in Müllheim gestalten lässt, fände sie mehr als bedenklich.

Michaelas Réduit unterm Dach

Zum Schluss zeigt mir Michaela wie versprochen ihr geheimes Versteck auf dem Speicher. Sie berichtet mir, dass es ihr oft einfach zu laut sei in der Wohnung oder auch bei den

Nachbarn. Wenn unter ihr zum Beispiel Frank mit seinen Kumpels bis tief in die Nacht Poker spielt, kann sie schlecht schlafen. Deshalb hat sie sich fast zwei Jahre lang immer wieder auf den Dachboden verkrochen, wo sie in einem alten Militärzelt geschlafen hätte. Das Problem auf dem Speicher sei nur die schneidende Kälte im Winter und die drückende Hitze im Sommer gewesen. Deshalb hat ihr ein guter Freund aus Holz, Plexiglas und zwei ausgedienten Matratzen eine kleine Kammer als Rückzugsraum auf dem Speicher eingerichtet. Sie grinst wie eine Neunjährige, die gerade ihre erste eigene Hütte im Wald gebaut hat. Als ich nachfrage, ob sie hier oben denn nicht die Synergieeffekte der Grüneta vermisst, den sozialen und künstlerischen Austausch mit anderen eben, antwortet sie: «Ich glaube, hier muss man beides können. Ich bin schon ein Eremit, aber ich kann beides: allein sein und in Gesellschaft.»

Friede dem Hüttenpalast

Von Michaelas Atelier aus nehme ich die Treppe in den ersten Stock. Auf dem ersten Treppenabsatz sitzt der Froschkönig mit güldener Kugel vor einem Spiegel, der wohl den Teich im Garten der Prinzessin symbolisieren soll. Am Fuss der Treppe steht ein weiteres Objekt, das wie eine grosse,

nicht funktionierende Standuhr ohne Ziffernblatt aussieht, die jemand aus gefundenen Holzkisten selbst zusammengebreitert hat. Eine langgezogene rosa Strick-Strumpfhose mit zwei Steinen in den Beinen dient als Pendelersatz. Schräg gegenüber davon werde ich zwei Tage später eine neue Installation vorfinden. Eine Plastikpuppe, die eine Dreikönigstags-Krone trägt und mit einem weissen Leibchen bekleidet ist. Um mir die Bedeutung der seltsamen Objekte genauer erklären zu lassen, klopfe ich an das Loft von Frank Willa.

Der 39-jährige Künstler und Hotelier aus dem Wallis öffnet in Arbeitshose und mit Sägemehl in den Haaren. Er erklärt mir, dass es sich bei den Treppenobjekten um ein Spassprojekt von Micha und ihm handle. Immer, wenn einer von beiden den hinteren Treppenaufgang benützt, verändert er eine Kleinigkeit, fügt ein Detail hinzu oder nimmt etwas weg. Auch eine Art zu kommunizieren, denke ich mir.

Frank ist gut gelaunt, lacht und scherzt laut mit Siegfried, einem Helfer, der ihm hier im Hüttendorf immer wieder einmal zur Hand geht. Vor drei Jahren hat er das «Hotel Bach» in Brig-Ried mit Erlebnissuiten ausgestattet. Nun kümmert er sich nur noch um die Online-Buchungen: «Das läuft da ganz gut ohne mich und ich kann hier mein eigenes Ding machen.»

Sein Ding, das ist das Projekt «Hüttenpalast». In sein Loft baut Frank fünf unterschiedliche Hütten, die um einen gemeinsamen Dorfplatz im Zentrum herumgebaut sind. Dazu noch eine mediterrane Kochnische und eine Sanitärecke nach allen Massstäben des üblichen Hotelkomforts. Da darf man nicht sparen, findet er. Jede Hütte hat ihr eigenes Thema und wird später als Zwei- bis Drei-Personenzimmer ausgebaut, wodurch eine Art Bed-and-Breakfast-Pension für acht bis zehn Gäste entstehen soll. Die Idee für dieses andersartige Hotel ist ihm bei einem Besuch im Berliner Hütten-

palast gekommen. «Als ich dann das Loft hier fand, wollte ich unbedingt auch so etwas ausprobieren», erzählt er. Das Grüneta-Areal bot den nötigen Platz, die Idee eines Hüttendorfes in Form einer kleinen Pension auch mitten in der Thurgauer Pampa umzusetzen. Auf die Grüneta war Frank durch eine Anzeige in der Zeitung aufmerksam geworden. «Zwei Franken pro Quadratmeter», hatte dort gestanden.

Hubertus und die Nägel

Der erste Versuch, auf der Wiese vor dem Hauptgebäude eine Wagenburg mit Übernachtungsräumlichkeiten zu etablieren, scheiterte am Widerstand der Dorfbewohner in Grüneck, die sich über laut feiernde Gäste und allgemeine Unruhe beschwerten. Also verlegte er sich nach Drinnen. Und hier stehen jetzt auch schon die ersten drei Hütten.

Eine Jurte und eine mediterrane Hütte sollen in den nächsten Wochen noch dazukommen. Eine rustikale Holzhütte, Franks Ur-Hütte sozusagen, machte den Anfang. Es ist ein alter Kiosk, der nach seiner sicherlich langen Dienstzeit noch einmal für gut sechzig Jahre als Wanderunterschlupf im Wald herhalten musste. In mühevoller Handarbeit haben Frank und seine Helfer die Hütte von den unzähligen Schindeln befreit und Balken für Balken abgeschliffen und neu hergerichtet. Auch der 73 Jahre alte Hubertus, der im Loft unter Frank zwischen unzähligen Büchern wohnt, hat einen Grossteil der Nägel aus Franks Urhütte gezogen. «Das ist sein Ding gewesen. So alle paar Tage kam er hoch und hat Nägel aus den Balken gezogen. Fand ich super. Das waren auch ur-viele, mit all den Schindeln.»

Auf der Türe des 73-jährigen Helfers klebt ein Sticker: «Lesen schadet der Dummheit». In seinem Loft sollen die Bücher alles dominieren. En richtigi, aalti Läseratta, siggi der halt, meint Frank. Darum hat er jetzt auch ganz spontan in die Planung seines Hüttendorfes eine «Bibliothekshütte» eingebunden. Sie soll neben der mediterranen Hütte Platz finden und von Hubertus als Chefbibliothekar bestückt und verwaltet werden. Leider ist Hubertus zurzeit gesundheitlich angeschlagen, weshalb er mich nicht in sein Loft lassen möchte. Ich kann nur einen kurzen Blick auf das alte Männlein im Bademantel erhaschen, wie es mit einem Buch unter dem Arm und zerzausten Haaren im Lofteingang steht.

Neben der Blockhütte steht eine Wellblechhütte, die an Elendsviertel und Favelas der dritten Welt erinnert. Die Überraschung liegt im Inneren verborgen, denn hier wird das Provisorium zur Luxussuite mit tapezierten Wänden, kleinen Nachttischchen und allem Pipapo. Und dann ist da noch die «Unter-Wasser-Hütte», eine Art überdimensioniertes Aquarium aus blauem Plexiglas und Holz, das seine magische Wirkung erst bei richtiger Beleuchtung von Aussen entfaltet.

In drei Monaten möchte Frank mit seinem Hüttendorf fertig sein. Ab dann soll man einzelne Hütten oder auch das ganze Dorf für Anlässe und Tagungen buchen können. Finanziell wird das Hüttendorf funktionieren, ist Frank überzeugt. Und er denkt schon einen Schritt weiter. Sobald alles läuft, möchte das Loft und das Hüttendorf einem anderen übergeben und mit dem Konzept weiterziehen. Wie ein sozial ausgerichtetes Franchise-Unternehmen soll jedes so entstandene Hüttendorf auch der finanzielle Grundstein für das nächste Projekt werden.

Der Lärmforscher Andres

Als ich am Wochenende ein drittes und letztes Mal auf dem Grünetagelände bei René vorbeischaue, der gerade mit

Hündin Lola auf dem Vorhof Gassi geht, treffen wir Andres Bosshard, seine Lebensgefährtin Ulli und seinen kleinen Sohn Noha. Andres ist Klangkünstler, Instrumententwickler und Lärmforscher aus Zürich. Originalzürcher, wie er betont. Der 57-jährige erzählt, er habe das zweistöckige Nebengebäude im Schatten des Kaminturms unter dem Storchennest sofort mieten wollen: «Der René und ich haben ja zusammen mal eine Ausstellung gemacht in der Nähe, und als er mir das hier alles gezeigt hat, habe ich sofort eine Monatsmiete abgehoben und bei der Verwaltungsfirma auf den Tisch gelegt.»

Er ist Dozent an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) und unterrichtet dort. – Das sei ihm jetzt sehr wichtig, dass ich das alles richtig aufschreibe: «Vertiefung Mediale Künste (VMK) am Département Freie Künste der ZHdK». Da sei ja dreimal Kunst in einem Titel, definitiv zu viel, amüsiert er sich.

Den Backsteinraum im Parterre nutzt er, um an seinen Instrumenten und Installationen herumzubasteln. «Das hier zum Beispiel ist ein Rotobossophon», sagt er und zeigt auf ein auf dem Boden liegendes, tonnenschweres Ungetüm. Das Rotobossophon sei eine Klangschleuder mit rotier- und schwenkbarem Teleskoparm, zur mehrkanaligen Verwirbelung von Klängen, wie er erläutert. Es trifft sich gut, dass im Areal Grüneta ein Lärmexperte wohnt – ist es doch das Problem, das alle Parteien beschäftigt.

Epilog: Die Zonis

Auf dem Hof vor dem Nebengebäude befinden sich zwei Garagen. Darin und davor stehen zu reparierende Autos mit Weiterverkaufsschildern hinter den Seitenscheiben. Über der Werkstatt steht in gotischen Lettern «Die Zone» und darüber hängt eine Deutschlandflagge. Auf dem Schiebtor kleben zwei Sticker, die ich auf den ersten Blick mit Antifa-Aufklebern verwechsle. Darauf recken zwei schwarz vermummte Demonstranten die Fäuste und darüber in weisser Schrift prangt die Forderung: «Nationaler Sozialismus, jetzt!» – Definitiv nicht Antifa. Hier reparieren und motzen zwei junge Nazis am Wochenende ihre Sportkarren auf. Die anderen Anwohner ignorieren sie weitgehend und es gab auch nie gross Probleme, wird mir berichtet. «Aber eigentlich geht das ja gar nicht», sagt Micha. Frank erzählt, er habe dem einen der beiden in der Dorfbeiz mal eine runtergehauen. Das sei nichts Politisches, sondern eine Lappalie im Suff gewesen. «Aber mit Ansage. Ich hab dem vorher gesagt: «Säg wennd jetz nid sofort üfhersch hie eso hüere tum z tüe, de chlepfen der eini.» Und dann hat es halt kurz getätscht.»

Als ich die zwei jungen Männer aus Berlin mit einer jungen Frau bei einem ihrer Autos auf dem Hof stehen sehe, spreche ich sie an. Ich sei vom Ostschweizer Kulturmagazin «Saiten» und schreibe gerade an einer Reportage über die Grüneta. Sie schauen mich nichtssagend an und sagen nichts. Ob das ihre Autowerkstatt sei? Sie nicken. Ja. Ob sie nur am Wochenende da seien? Lange Pause. «Meistens.» «Und ihr seid Deutsche?» Auch Scheissideen finden hier einen Platz. Leider.

Matthias Brenner, 1977,

ist freier Autor und Slampoet. Er arbeitet in Zürich als Lehrkraft für Deutsch als Fremdsprache.

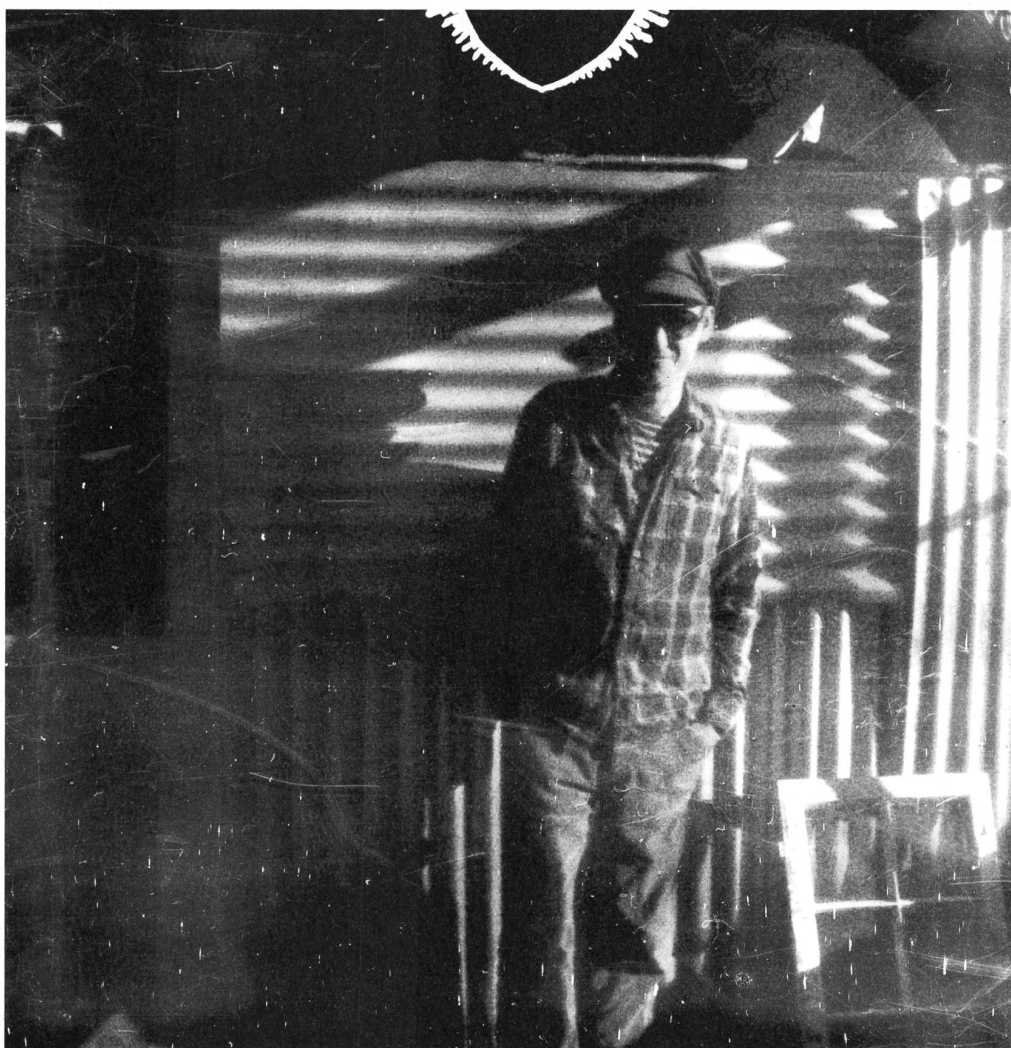
*Die Künstlerin Michaela Stuhlmann sammelt
keine Dinge – die Dinge versammeln sich um sie.*





*Den Autor schauerts. Die Künstlerin Michaela
Stuhlmann erwidert, der Tod sei doch auch nur
Teil vom Leben.*





*Der Walliser Frank Willa baut in seinem
Loft ein Indoor-Hüttendorf.*



Weil die Kaltmiete so günstig ist, zog Enrico aus Winterthur mit seinem Tand in das unbeheizte Wasserhaus.



«Hier ist nichts organisiert. Aber es funktioniert.»
Der Performancekünstler René Schmalz.

